

Ein verkehrtes Bild von Weiblichkeit und ein illusionäres Bild des menschlichen Lebens insgesamt Eine Kritik des Grimmschen Märchens „Die Sterntaler“

Es war einmal ein kleines Mädchen, dem war Vater und Mutter gestorben, und es war so arm, daß es kein Kämmerchen mehr hatte, darin zu wohnen, und kein Bettchen mehr hatte, darin zu schlafen, und endlich gar nichts mehr als die Kleider auf dem Leib und ein Stückchen Brot in der Hand, das ihm ein mitleidiges Herz geschenkt hatte. Es war aber gut und fromm. Und weil es so von aller Welt verlassen war, ging es im Vertrauen auf den lieben Gott hinaus ins Feld. Da begegnete ihm ein armer Mann, der sprach: „Ach, gib mir etwas zu essen, ich bin so hungrig.“ Es reichte ihm das ganze Stückchen Brot und sagte: „Gott segne dir's“, und ging weiter. Da kam ein Kind, das jammerte und sprach: „Es friert mich so an meinem Kopfe, schenk mir etwas, womit ich ihn bedecken kann.“ Da tat es seine Mütze ab und gab sie ihm. Und als es noch eine Weile gegangen war, kam wieder ein Kind und hatte kein Leibchen an und fro: da gab es ihm seins; und noch weiter, da bat eins um ein Röcklein, das gab es auch von sich hin. Endlich gelangte es in einen Wald, und es war schon dunkel geworden, da kam noch eins und bat um ein Hemdlein, und das fromme Mädchen dachte: „Es ist dunkle Nacht, da sieht dich niemand, du kannst wohl dein Hemd weggeben“, und zog das Hemd ab und gab es auch noch hin. Und wie es so stand und gar nichts mehr hatte, fielen auf einmal die Sterne vom Himmel, und waren lauter blanke Taler; und ob es gleich sein Hemdlein weggegeben, so hatte es ein neues an, und das war vom allerfeinsten Linnen. Da sammelte es sich die Taler hinein und war reich für sein Lebenstag.

Viele kennen das Märchen „Die Sterntaler“, eines der bekanntesten und kürzesten der Grimmschen Sammlung, von Kindesbeinen an. In der Erinnerung verklärt es sich leicht zur tröstlichen Verheißung, dass selbstloses Handeln kein Verlustgeschäft sein muss, sondern sich irgendwann und irgendwie doch lohnt, ja auszahlt. Sobald wir allerdings den Text gründlicher lesen und kritisch bedenken, wachsen die Einwände gegen dieses Märchen. Es ist das einzige mir bekannte aus der Grimmschen Sammlung, das einen Verriss verdient. Kurz gesagt: es ist rührseliger religiöser Kitsch.

Angelehnt an bestimmte Aussagen der neutestamentlichen Bergpredigt, die eine göttlich inspirierte Sorglosigkeit fordern, wird ein weltfremdes Ideal menschlicher Güte in Gestalt weiblicher Selbstaufopferung dargestellt. Diese Selbstaufopferung wird am Ende in klingender Münze überreichlich belohnt – ein absurder Wunderglaube, der in der nüchternen Realität zu allen Zeiten regelmäßig Lügen gestraft wurde und wird. Dass der himmlische Lohn für diese demütige Haltung in „*harten blanken Talern*“ ausgezahlt wird und nicht in spirituellen Wohltaten, macht den eigentümlich weltlichen Mischcharakter des Märchens aus. Eine überwiegend jenseitsorientierte christliche Legende sähe anders aus.

Immerhin ist das fromme, gottesfürchtige Verhalten des armen Waisenkindes, das nicht nur sein letztes Stück Brot, sondern auch sein sprichwörtliches „letztes Hemd“ an noch Bedürftigere hingibt, orientiert an folgenden Worten Jesu in der viel gerühmten Bergpredigt (Matthäus Kapitel 6):

„Darum sage ich euch: sorget nicht, was ihr essen und trinken werdet, auch nicht für euern Leib, was ihr anziehen werdet. Ist nicht das Leben mehr denn die Speise? Und der Leib mehr denn die Kleidung? (25) Sehet die Vögel unter dem Himmel an: sie säen nicht, sie ernten nicht, sie sammeln nicht in die Scheunen; und euer himmlischer Vater nährt sie doch. Seid ihr denn nicht viel mehr wie sie? (26) Und warum sorget ihr für die Kleidung? Schauet die Lilien auf dem Felde, wie sie wachsen: sie arbeiten nicht, auch spinnen sie nicht. (28) Darum sollt ihr nicht sorgen und sagen: Was werden wir essen, was werden wir trinken, womit werden wir uns kleiden? (31) Nach solchem allen trachten die Heiden. Denn euer himmlischer Vater weiß, dass ihr des allen bedürftet. (32) Trachtet am ersten nach dem Reich Gottes und seiner Gerechtigkeit, so wird euch solches alles zufallen.“ (33) (Zitiert nach der Luther-Übersetzung)

Diese heilige Sorglosigkeit war im Neuen Testament begründet in der so genannten Naherwartung: der inbrünstigen Hoffnung, den Anbruch des Reiches Gottes, der unmittelbar bevorstehe, selbst miterleben und zum Herrn entrückt zu werden. Deshalb sei alles Sorgen um die schnöden Dinge des irdischen Alltags überflüssig, ja heidnisch. Das war freilich eine trügerische Hoffnung, wie die junge Christenheit bald einsehen musste. Das Märchen „Die Sterntaler“ ist ein spätes Echo dieser Endzeiterwartung, die allerdings stark ins Profane, ja ausgesprochen Pekuniäre verwandelt worden ist. Denn statt des Reiches Gottes senkt sich harte Münze vom Himmel herab – als Lohn für freiwillig ertragene Entbehrungen.

Der merkwürdige Schlusssatz, das Mädchen sei nun „reich für sein Lebtag“, lässt jeden sozialen Anklang vermissen. Er klingt so, als habe sie fortan ausgesorgt, weil sie ausgezahlt wurde. Keine Rede davon, dass die erwachsene Frau herangereift sei zu einer Tätigkeit im Sinne der Solidarität mit minder Begüterten, die über das Verteilen von Almosen hinausgeht. Sollte ihre Freigebigkeit an die frühe Lebensphase unbedarfter Kindlichkeit gebunden gewesen sein? Der Reichtum ist dem Mädchen im wörtlichen Sinne in den Schoß gefallen, ein wunderbarer Vorgang, der freilich nur im Rahmen einer schon damals veralteten Kosmologie erträumt werden konnte. Er ist nicht Ergebnis irgendeiner produktiven menschlichen Arbeit, kein Resultat eigenen Eingreifens in das wirtschaftliche Geschehen.

In den Grimmschen Märchen gibt es durchaus Gegenmodelle weiblicher Aktivität, wo Frauen ihr Glück machen oder zumindest befördern, indem sie umsichtig und tüchtig handeln. Erinert sei nur an zwei Beispiele: an Gretel in „*Hänsel und Gretel*“ und an die Goldmarie bei „*Frau Holle*“. Es ist Gretel, die der bösen Hexe den entscheidenden Stoß versetzt, so dass sie verbrennt. Es ist Gretel, die ihren Bruder aus dem Stall befreit. Und die Goldmarie bei Frau Holle ist die fleißige von zwei Schwestern. Unaufgefordert packt sie überall mit an: Sie schüttelt die reifen Äpfel vom Baum, sie holt die fertigen Brote aus dem Backofen, sie schüttelt die Betten auf, so dass es auf Erden schneit. Dafür wird sie mit einem Goldregen belohnt. Denn Sich Regen bringt Segen.

Ein mitleidiges Herz, das sein letztes Stück Brot und sein letztes Hemd verschenkt, ist kein tauglicher Kompass, um dem Elend in dieser Welt abzuhelpen. Wichtiger als ein mitleidiges Herz ist ein dauerhaftes soziales Gewissen, das – begleitet und durchdrungen von Klugheit – in kooperatives und produktives Handeln zum Vorteil vieler mündet. Etliche Märchen der Brüder Grimm stellen diesen lebenserprobten Zusammenhang dar. Dem Sterntalermärchen fehlt diese Einsicht und es steht zum Glück damit isoliert da. Eine gute Tat trägt ihren Sinn in sich selbst und bedarf keines äußeren Lohnes. Wer darauf *abzielt*, wird mehr Enttäuschung als Zufriedenheit ernten. Gutes Handeln geht einher mit einem positiven Selbstwertgefühl. Die Idee sublimer Selbstbelohnung ist tragfähiger als die oft trügerische Hoffnung auf einen äußeren Lohn, der damit keineswegs schlechthin verschmäht werden soll.